

Luther und lutherische Pfarrer bei Gustav Freytag

Am 30. April 1960 waren 65 Jahre vergangen, seitdem Gustav Freytag zu Wiesbaden gestorben und am 13. Jul 1961 waren 145 Jahre vergangen, seitdem er in dem oberschlesischen Grenzstädtchen Kreuzburg geboren war. Indessen ist der Name des großen Kulturhistorikers und vielgelesenen Schriftstellers noch heute, besonders bei seinen Heimatgenossen, unvergessen. Sein Roman „Soll und Haben“ erzählt lebendig von tüchtiger Kaufmannschaft und städtischer Regsamkeit im alten Breslau, seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ bilden eine Fundgrube für die Kenntnis des vielfältigen geistigen und wirtschaftlichen Lebens unserer Vorfahren, und seine Romanreihe „Die Ahnen“ zeichnet die Geschehnisse deutscher Menschen in wechselnden Jahrhunderten, ja schon seine erste Gedichtsammlung vom Jahre 1845 trägt den für Freytags Verbundenheit mit Schlesien bezeichnenden Titel „In Breslau“. Da ist es für die schlesischen Leser, zumal für die Pfarrer unter ihnen, wertvoll zu beobachten mit welchem Verständnis und mit welcher Ehrerbietung der Dichter die Gestalt Martin Luthers beschrieben und wie achtungsvoll er je und je Vertreter des evangelischen Pfarrerstandes in seinen Büchern gezeichnet hat. Über den Reformator handelt der zwölfte Abschnitt der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Natürlich waren für Freytag die Neuerkenntnisse der modernen Lutherforschung mit ihrer psychologisch verfeinerten Erfassung der seelischen Entwicklung des jüngeren Luther, wie sie etwa Gerhard Ritter in seinem Buche „Luther, Gestalt und Tat“, seit 1922 mehrfach aufgelegt, grundzüglich darbietet, noch unbekannt, aber oft erstaunt die feinsinnige und nachfühlende Auffassung des Dichters von den Kämpfen und der Sinnesart des Wittenbergers. So heißt es beispielsweise „mit Luthers Klostergebeten begann die neue Zeit der deutschen Geschichte. Bald sollte ihn das Leben unter seinen Hammer nehmen“. (In der Auswahlausgabe bei Wilhelm Köhler, Minden, S. 374.) Von dem jungen Professor urteilt Freytag: „Er besaß keine umfangreiche Buchweisheit, aber er war erstaunlich belesen in der Heiligen Schrift und einzelnen Kirchenvätern, und was er in sich aufgenommen, hatte er mit deutscher Gründlichkeit verarbeitet.“ (S. 377) „Es war bei Luther ein unheimlicher Kampf zwischen Vernunft und Wahn. Aber immer erhob er sich als Sieger, die Urkraft seiner gesunden Natur überwand.“ (S. 382) „Zuweilen gerät er freilich in einen wahren Künstlereifer, dann vergißt er die Würde des Reformators und zwickt wie ein deutsches Bauernkind, ja wie ein boshafter Kobold.“ (S. 383) Sehr feinführend werden die besondere Schwierigkeit des Jahres 1518 mit dem Verhör vor Kajetan und die große Entwicklung der Jahre 1520—1522 nachgezeichnet, wie auch die Luther belastende Tragik des

Bauernkrieges hervorgehoben. Von dieser sagt Freytag: „Wie oft erhob sich in dieser Zeit die Gestalt Luthers finster und gewaltig über den Hadernden, wie oft erfüllten ihn selbst die Verkehrtheit der Menschen und eigener und heimlicher Zweifel mit banger Sorge um die Zukunft Deutschlands, denn in einer wilden Zeit, welche mit Feuer und Schwert zu töten gewohnt war, faßte dieser Deutsche die geistigen Kämpfe so hoch und rein wie kein anderer.“ (S. 392) Und „als sich die wilden Wogen des Bauernkrieges auch über seine Saaten ergossen, als blutige Gewalttat sein Gemüt verletzte und er empfand, daß die Schwärmer und Rottengeister eine Herrschaft über die Bauernhaufen ausübten, welche auch seiner Lehre Vernichtung drohte, da warf er sich *in* höchstem Zorn der rohen Masse entgegen“. (S. 395) Über die Bedeutung von Luthers Eheschließung sagt Freytag: „Von jetzt an wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation, und gerade der Segen seiner Erdentage, an welchem Protestanten und Katholiken gleichen Anteil haben, stammt aus der Ehe zwischen einem ausgestoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne.“ (S. 397) Von Luthers Bibelübersetzung liest man: „Er erwarb die volle Kraft über die Sprache des Volkes, eine Prosa, welche zuerst durch dies Werk ihren Reichtum und ihre Kraft gebrauchen lernte — Jetzt erhielt die Nation zur täglichen Lektüre ein Werk, das mit einfachem Wort in kurzen Sätzen die tiefste Weisheit und die beste geistige Habe der Zeit zum Ausdruck brachte. — Und noch heute ist die Sprache der Bildung, Poesie und Wissenschaft, welche Luther geschaffen, das Band, welches alle Deutschen Seelen zur Einheit zusammenschließt.“ (S. 397/398)

Auch der Sinnesart und dem Wirken des allmählich alternden Reformators bringt Freytag Verehrung und Verständnis entgegen. So betont er einmal: „Ähnlich wie mit seinen Lieben, verkehrt Luther auch mit den hohen Mächten seines Glaubens. Alle guten Gestalten aus der Bibel waren ihm wie treue Freunde. — Als ihn Veit Dietrich einmal fragte, was wohl der Apostel Paulus für eine Person gewesen sei, erwiderte Luther schnell: „Er war ein unansehnliches hageres Männlein, wie Philippus Melanchthon.“ (S. 402) Noch ernster stellt der Dichter fest: „Luther war geschaffen zum Herrschen, wie jemals ein sterblicher Mensch; aber gerade das Riesige und Dämonische seiner Willenskraft mußte ihn zuweilen zum Tyrannen machen. Wenn er doch Toleranz übte, bei mehreren wichtigen Gelegenheiten, mit innerer Selbstüberwindung oder mit innerer Freiheit, so war dies nur der Segen seiner guten Natur, der auch hier sich geltend machte.“ (S. 406 f.) Und schließlich bringt Freytag außer dem berühmten Briefe Luthers an Friedrich den Weisen von der Wartburg noch ausführlich die Grabrede Melanchthons an Luthers Sarge vom Jahre 1546, und es ist sicherlich aus dem Herzen des gut evangelisch gesonnenen großen Kulturhistorikers gesprochen, wenn Luthers Freund in ihr von ihm sagt: „Es war ein Ernst und eine Tapferkeit in seinen Worten und Gebärden, wie in einem solchen Manne sein soll; sein Herz war treu und ohne

Falsch. Die Härte, so er wider die Feinde der Lehre in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkischem und boshaftem Gemüt, sondern aus großem Ernst und Eifer zu der Wahrheit.“ Ja von der letzten Fahrt des heimgegangenen Luther nach Wittenberg heißt es bei Freytag: „Als der Wagen mit seiner Leiche durch die thüringischen Lande fuhr, läuteten alle Glocken in Dorf und Stadt, und die Leute drängten sich schluchzend an seinen Sarg. Es war ein guter Teil der deutschen Volkskraft, der mit diesem Mann eingesargt wurde.“ (S. 409)

In einer Stelle seiner großen Romanreihe „Die Ahnen“ hat Freytag den Wittenberger Reformator sogar persönlich redend und entscheidend eingeführt. Das „Marcus König“ betitelte Teilstück, das im Jahr 1519 beginnt, schildert die schweren Kämpfe in Thorn zwischen den von den Schriften des Augustiners begeisterten humanistischen Gelehrtenkreisen, deren Vertreter der wackere Magister Fabricius ist und den mönchisch klerikalischen Gegnern der neuen Lehre. Ein Schüler des Magisters, der Thorner Patriziersohn Georg König, der frommen und zurückhaltenden Anna Fabricius in herzlicher Liebe zugetan, wird in einen bei der versuchten Verbrennung reformatorischer Schriften ausgebrochenen Aufruhr hineingezogen und kann nur durch nächtliche Flucht aus seinem Gefängnis entkommen, wie auch Fabricius und seine Tochter Anna aus der Stadt ausgewiesen werden. Nach schweren Schicksalen und langen Irrfahrten finden sich die Liebenden bei einem Landsknechtshaufen wieder, dessen Fähnrich Georg König wird. Hier werden Georg und Anna durch den tüchtigen Hauptmann des Fähnleins nach Landsknechtsbrauch zusammengesprochen. Anna leidet lange unter dem Mangel einer kirchlichen Weihe ihres Ehebundes; auch ihr Vater, der ihnen wieder zugeführt wird, ist darüber sehr bekümmert, und der harte und dem alten Kirchentum anhängende Kaufherr Marcus König versagt dem Sohn trotz dessen sehnlichen Flehens die Einwilligung zu seiner Ehe. Da ziehen die jungen Leute, denen unterdessen auch ein Sohn geboren ist, mit dem alten Magister nach Wittenberg, um Luthers Entscheidung über das christliche Recht ihres Ehebundes einzuholen. Auch Vater Marcus betritt zunächst unerkannt als Pilger das Augustinerkloster. Luther sucht sich mit hohem Ernst zu vergewissern, ob nicht nur die fromme Anna, sondern auch Georg im Aufblick zu Gott ihren Bund geschlossen hätten. Die ersten Antworten Georgs genügen Luther nicht; erst als der tief erregte junge Vater vom ersten Anblick seines Kindes berichtet: „Da erschrak ich vor Gottes Wunder und mir erbehte das Herz. Von der Zeit an, ehrwürdiger Vater, lernte ich den großen Gott anfehen,“ erklärt sich der Reformator aus großem Mitleid mit der Gewissensnot der jungen Eltern bereit, ihren Bund zu segnen, betont aber, daß die Zustimmung von Georgs Vater bürgerlich unerläßlich sei. Marcus König tritt aus dem Hintergrunde hervor und gibt sich zu erkennen, verweigert aber trotz des demütigen Bittens seines Sohnes und der rührenden Zutraulichkeit seines kleinen Enkels weiterhin seine Zustimmung. Da fährt ihn Luther mit großem Ernste an: „Fahrt dahin in Euerem Hochmut, seht zu, was Euch

von dem Sohne bleibt, wenn Ihr seinen getreuen Willen zerbrecht. Für diese hier zu leben hat er gelobt; was Ihr aber aus ihm machen wollt, ist ein ehrloser, eidbrüchiger Mann.“ Da bricht der Widerstand des alten König zusammen, zögernd legt er die Hände von Georg und Anna zusammen, und Luther segnet feierlich das Ehepaar ein.

Marcus selbst macht sich zu der von ihm vorher gelobten Wallfahrt nach Compostella auf und kommt erst nach längerer Zeit 1530 mit den Seinen zu Luther auf die Coburg, wo dieser damals während des Augsburger Reichstages weilte. Hier stirbt der todkranke alte Pilger, noch zuletzt von dem Reformator getröstet, und über diesen selbst sagt Freytag: „Die Krähen und Dohlen flogen schreiend um die Türme der Burg, und im Gebüsch an der Mauer sangen furchtsam die kleinen Vögel. Da klang über den Lauten der Natur die feierliche Stimme des Mannes, in welchem sich die Kraft, die Größe und die Einfalt des deutschen Menschen vereinten, wie nie vorher in einem einzelnen Menschen.“

Ob der Dichter Freytag die Gestalt Luthers und die von ihm diesem beigelegten Worte in allen Einzelheiten geschichtlich richtig gezeichnet hat, ist fraglich; hochofentlich ist jedenfalls, daß soviel Ehrfurcht und so warme Liebe zu Luther, ja auch soviel eindringendes Studium in seine Werke bei dem schlesischen Schriftsteller zu finden sind, von dem noch Wolfgang von Eichborn 1960 in seinem schönen Buche „Schlesiens Vermächtnis“ urteilt: „Gustav Freytag war Vorredner, Anwalt und Schriftleiter des neuen deutschen Staates; der Mythos der vaterländischen Geschichte war sein Schaffens- und sein Lebensgrund, aus dem er seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, das noch immer jugendfrische und unerschöpfliche kulturgeschichtliche Lesebuch des deutschen Volkes schrieb.“ Damit gibt Eichborn auch den Grund für die Zeichnung Luthers durch Freytag an.

Nicht nur von Doktor Luther, sondern auch von einigen anderen lutherischen Pfarrern hat Freytag je und je seinen Lesern erzählt. Im Unterschied zum römischen Zölibat hat sich die Bedeutung des evangelischen Pfarrerstandes für das kulturelle Leben Deutschlands nach seiner Überzeugung klar erwiesen. In den „Bildern“ S. 445 f ist zu lesen: „Bei den Protestanten wurde der Stand des Geistlichen die bequeme Brücke, auf welcher das Blut des Landmannes zu höhere Tätigkeit hinaufkam. Durch das Leben im Dorfe und eine kleine Landwirtschaft war der Dorfpfarrer eng mit dem Bauernstand verbunden und doch zu gleicher Zeit Bewahrer der besten Bildung jener Jahrhunderte. So bedeutend ist der Einfluß der protestantischen Geistlichkeit auf die geistige Produktion der Deutschen, daß viele der großen Gelehrten, Dichter, Künstler, Intelligenzen des deutschen Beamtenstandes wenigstens mit einer, oft mit mehreren Generationen ihrer Vorfahren in einem protestantischen Pfarrhause stehen.“

Bei der ergötzlichen Schilderung von der tapferen Glaubenstreue der Frauen

Löwenbergs im Jahre 1629 gegenüber ihren von der Gegenreformation kleinmütig gemachten Ehemännern und dem neuen zwangsweise eingesetzten Räte der Stadt berichtet Freytag aufgrund der Chronik des alten fleißigen Sutorius: „Einige Zeit war der leitende Geist des neuen Rates ein zugezogener Franziskaner, Julius, gewesen, ein verwegener Gesell, der unter seiner Kutte goldene Armbänder trug“ (S. 516). Nach ihm wurde ein Pfarrer Exelmann, Sohn eines evangelischen Predigers eingesetzt, der sich freilich mit den übrigen Ratsmitgliedern gegen die beherzten mit ihren Schlüsselbunden anrückenden gut evangelischen Frauen weder männlich noch sympathisch verhielt. Im Unterschied von ihm schreibt der Dichter von den früheren, um ihres Protestantismus willen ausgewiesenen Geistlichen Löwenbergs: „Die Bürgerschaft wurde gezwungen, ihre alten Geistlichen zu entlassen. Mit Tränen schieden sie; laut weinend begleitete sie die Volksmenge in ihre Wohnungen und trug ihnen wie zur Sühne die letzten Abschiedsgeschenke zu.“ Aus dieser Hochschätzung der leidgeprüften schlesischen Pfarrer und ihrer ihnen treu verbundenen Pfarrkinder heraus stellt der Verfasser der Bilder schon S. 256 fest: „Von allen Ländern der habsburgischen Hausmacht ist Schlesien das einzige, welches der eisernen Faust der Reaktion den neuen Glauben nicht geopfert und bis in das 18. Jahrhundert verzweifelte Widerstand geleistet hat.“ Und mit wie großer Dankbarkeit 1741 der berühmte Breslauer Kircheninspektor Burg die Huldigung vor dem Vertreter des protestantischen Preußenkönigs vollzog und durch eine Umarmung des Feldmarschalls Graf Schwerin als ihm ebenbürtig anerkannt wurde, weiß gleichfalls (S. 572) Freytag, dessen eigene Familie übrigens mit der des wie Burg weitbekannten späteren Kircheninspektors Johann Timotheus Hermes verwandschaftlich verbunden war. Schließlich enthalten die „Bilder“ noch eine feinsinnige Charakteristik von den Orthodoxen und Pietisten unter den evangelischen Pfarrern um 1750. Der Dichter schreibt von ihnen auf Seite 558: „Noch waren die Geistlichen Orthodoxe oder Pietisten. Die ersteren in der Regel bequem zum geselligen Verkehr, nicht selten Lebemänner, dauerhaft vor einer ehrbaren Flasche Wein und tolerant gegen die weltlichen Scherze ihrer Bekannten, hatten viel von ihrer alten Streitsucht und dem Inquisitorwesen verloren, sie ließen sich herab, zuweilen eine Stelle aus dem Horatius zu zitieren, kümmerten sich um die Kirchen- und Schulgeschichte ihres Ortes und fingen bereits an, die Schriften des gefährlichen Wolf mit heimlichem Wohlgefallen zu betrachten, weil er in so auffälligem Gegensatz zu ihren pietistischen Gegnern getreten war. Waren pietistische Geistliche angestellt, so standen diese wahrscheinlich in besserem Verhältnis zu anderen Konfessionen und wurden von den Frauen, Juden und von den Armen der Stadt besonders verehrt. Auch ihre Gläubigkeit war milder geworden, sie waren zum großen Teil würdige, sittenreine Männer, treue Seelsorger mit einem weichen herzugewinnenden Wesen, ihre Predigten waren allerdings sehr pathetisch und bilderreich; sie warnten gern vor der kalten Subtilität und rieten zu dem, was sie Saft und Kraft nannten.“

Zeigen schon diese angeführten Stellen der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ die freundwillige Vertrautheit Freytags mit der Sinnesart und dem Lebensstil des evangelischen Pfarrerstandes, so läßt der Dichter einzelne desselben in mehreren Teilstücken seiner „Ahnen“ plastisch und meist verehrungswert vor seinen Lesern stehen.

Der fünfte Teil der „Ahnen“ enthält zuerst die in den wilden und blutigen Zeiten um das Ende des dreißigjährigen Krieges, beginnend mit dem Jahre 1647, spielende Erzählung „Der Rittmeister von Alt-Rosen“ („die Ahnen“, Verlag Droemer, München, S. 955 ff). Der tapfere und pflichtbewußte junge Rittmeister Bernhard König, der um den Schutz seiner frommen ihn begleitenden Schwester Regine sehr besorgt ist, wird von seinem Obersten mit Botschaft nach Thüringen gesandt, um die Dienste des Regiments dem Herzog Ernst von Gotha anzubieten, und seine Schwester begleitet ihn in einem Wagen des Trosses. Auf gefährlichem Ritt durch ein verlassenes Dorf kommen sie zum Versteck der geflüchteten Bauern, unter denen die tapfere Pfarrerstochter Judith in Ansehen steht; sie bringt Bernhard und seine Leute zu dem Pfarrer, der unter seiner Gemeinde und gleich ihr in Not und ohne Besitz, verweilt (S. 981). Der Geistliche erzählt dann von den schweren Zeiten, die er durchgemacht: „Kein Jahr, in dem wir nicht 3 bis 4 mal hierher geflüchtet sind und daheim ausgeraubt wurden. Noch vor 16 Jahren hatte meine Kirche Fenster und zwei silberne Kelche und ich führte den Klingelbeutel ein; jetzt aber wandert das Klingelsäcklein nicht mehr, sogar die Klingel haben die Diebe mitgenommen.“ Judith, deren Vater durch den zuchtlosen Gegner Benhards zu Tode gekommen ist und die selbst starke Frömmigkeit mit manchem Aberglauben verbindet, nimmt sich der Geschwister, besonders der anlehnungsbedürftigen Regine in ihrem eigenen, noch unzerstörten Hauswesen an (S. 988). Sie erzählt dabei gelegentlich, daß ihr Vater in der Kriegszeit vertretend die sehr klein gewordene Gemeinde betreut und sie ihm dabei geholfen habe: „Ich mußte als Gehilfin des Vaters alle Kirchenämter versehen, ich zog die Glocke, bekleidete den Altar und sang der Gemeinde vor. Es waren nur wenige, welche außer uns im Dorfe beharrten; es kam vor, daß der Vater nur vor 2 Frauen und mir gepredigt hat (S. 993).“

Der Bruder bringt seine Schwester indessen, da Judith auch trotz ihres eingezogenen und gottesfürchtigen Wesens in den Verdacht verbotener Zauberkünste zu geraten scheint, unter den Schutz des frommen Herzogs Ernst, wobei sich ein junger Diakonus ihr als treuer Freund bewährt und später auch ihr Gatte wird, während der Hofprediger des Herzogs sich weit weniger sympathisch erweist. Freitag sagt von ihm: (S. 1010) „Er war ein wohlhäßiger Herr mit gerötetem Antlitz, runden grauen Augen und starkem Munde, denn er war in der glücklichen Lage, jede Woche seine Stimme mächtig über demütigen Hörern zu erheben und keiner durfte ihm widersprechen.“ Bernhard erlebt inzwischen bei Judith, der er immer mehr zugetan wird, daß sie einen flüch-

tigen evangelischen Pfarrer aus ihrem heimatlichen Riesengebirge mit den Seinen von mühsamer Wanderung auf der Landstraße gastfrei in ihr Haus nimmt und mit vollen Ehren beherbergt. Im vertrauten Gespräch berichtet die Jungfrau dann ihrem Freund, daß sie nahe dem schlesischen Eulengebirge geboren und ihr Vater ursprünglich ein Bischof der böhmischen Brüder gewesen sei und einen wohlständigen Freihof sein eigen genannt habe (S. 1021). Da aber Judith immer mehr in die Gefahr kommt, als Hexe gerichtet zu werden, befreit sie Bernhard mit eigener Lebensgefahr und beide kommen dann auf der Flucht nach Schlesien, nachdem sie sich geheiratet haben. In der Nähe von Braunau führt ein der Frau Judith seit langem bekannter alter Bauer die Reisenden über das Gebirge, und sie blicken in das weite Schlesierland, über dem die Kirchenglocken den langersehnten Friedensschluß verkündigen S. 1067 ff.). Da greift hinterrücks ein Trupp versprengter kaiserlicher Reiter von einem alten Todfeinde des Rittmeisters geführt, das Ehepaar an und beide enden ihr Leben, während ihr getreuer Troßbube später ihr Kind nach manchen Irrfahrten in das Pfarrhaus der Schwester Bernhards rettet (S. 1068 ff.). Gerade dieses Stück der Ahnen schildert also plastisch die Entsagungen und Lebensnöte des evangelischen Pfarrerstandes während des großen Krieges, aber auch ihre tapfere Geduld und männliche Ausdauer. Die nächste Erzählung der Ahnen bringt unter der Überschrift „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht“ aus der Zeit König Friedrich Wilhelm I. und des berühmten Thorner Blutgerichts von 1724 die Geschichte der beiden Urenkel von Bernhard und Judith König. Der Sohn des 1648 erschossenen Ehepaares nämlich war Pfarrer geworden, und dessen Sohn hatte wiederum Theologie studiert und war, wie Freytag (S. 1071) schreibt, zunächst Geistlicher eines Deutschen Regiments, welches König Wilhelm von England in seinen Kriegen mit den Franzosen gebrauchte. Im Felde behauptete er sich als ein stattlicher Mann mit festem Charakter, der den Tod nicht fürchtete, dem Teufel kräftig zu Leibe ging und seinen Soldaten eine heilsame Furcht vor dem breiten Pfade zur Hölle beibrachte. Nach seiner Verlobung mit der Tochter eines reichen Leipziger Kaufmanns und Gutsbesitzers, versuchte er zunächst, eine Pfarrstelle zu erhalten, „aber das wollte sich nicht so leicht schicken, da ihm die Orthodoxen mißtrauten und auch die Stillen im Land an seiner Erweckung zweifelten“. Infolgedessen trat er in die Verwaltung des Geschäftes und des Landgutes seines Schwiegervaters ein und wurde nach dessen Tode der kluge Sachverwalter seiner Schwiegermutter und im Sommer auf dem Lande, im Winter in der zum Kurfürstentum Sachsen gehörigen nahen Stadt lebend, ein weitgeachteter Mann, der freilich in seinem Gemüte es als Entbehrung trug, daß er dem Predigtamt entsagt hatte und bedrängten Dorfgenossen daher gern gelegentlichen seelsorgerlichen Zuspruch spendete. Aus der Ehe mit seiner trefflichen Gattin entstammten 2, nur um 1 Jahr voneinander verschiedene Söhne, Georg Friedrich und Bernhard August geheißen (S. 1074). Die Geschicke dieser beiden bilden den Inhalt des neuen Teils der „Ahnen“. Georg Friedrich wird Theologe und Bern-

hard August erst Freikorporal in preußischen und dann, auf seinen Antrag wenigstens durch Genehmigung seines Kommandeurs ausgetreten, Leutnant in sächsischen Diensten, nachdem er vorher durch seinen inzwischen gestorbenen Vater bei einem märkischen Regiment Einstellung erlangt hatte. Georg Friedrich, der eine stille Zuneigung zu der lieblichen Tochter Dorchon der seiner Mutter befreundeten Familie von Borsdorf empfindet und sich auch schon im kirchlichen Dienst bewährt hat, erfährt, daß Dorchon die auf ein Gut polnischer Verwandter gereist und dabei in die Thorner Wirren der von Jesuiten angezettelten Kämpfe geraten ist, von ihrer Mutter sehnlich nach Hause gewünscht wird. Er unternimmt deshalb die mühsame Reise nach Thorn, findet auch glücklich das sehr verängstete Mädchen und stellt sich in den blutigen Tagen der gänzlich ungerechten Hinrichtung der führenden Thorner Bürger, seinen überarbeiteten dortigen Amtsbrüdern für geistlichen Zuspruch an die Eingekerkerten zur Verfügung.

Der durch solche seelsorgerliche Erfahrungen tief erschütterte junge Pfarrer gerät dann auf der Rückreise mit Dorchon infolge seiner auffallend hochragenden Gestalt durch die Hinterlist eines verkappten preußischen Werbeoffiziers in die dringende Gefahr gewaltsam der Riesengarde Friedrich Wilhelm I. eingegliedert zu werden. Er kommt schließlich vor den Soldatenkönig selbst, und dieser möchte am liebsten Georg Friedrich als Ersatz des von ihm noch immer nicht endgültig entlassenen Bernhard August bei seinen Potsdamer langen Kerls behalten. Aber durch die Treue des jungen Theologen gegen seinen Bruder und die Bitten, der inzwischen mit ihrem Vormund herbeigeeilten Dorchon, sowie durch die freiwillige Rückmeldung Bernhard Augusts in seinen preußischen Dienst bewogen und durch den ergreifenden Bericht Georg Friedrichs von seinen schweren Thorner Erlebnissen und von seinem Vertrauen zur Gerechtigkeit des frommen Preußenkönigs erschüttet, entscheidet dieser schließlich: „Der Feldprediger von Markgraf Albrecht ist hinfällig, ich setze dich an seine Stelle, damit sollst du bei mir anfangen. Ihr, Herr Leutnant aus Sachsen, steckt euren preußischen Abschied in die Tasche. Da ihr um eure brüderliche Pflicht gegen meinen Feldprediger zu erfüllen aus dem sächsischen Dienst ausgetreten seid, so will ich dafür sorgen, daß ihr wieder hineinkommt (S. 1171 ff.).“ Und nach 19 Jahren, so schließt der Dichter diesen Teil seiner „Ahnen“, fiel der jüngere Bruder in der Schlacht des 2. schlesischen Krieges zu Kesselsdorf, Georg Friedrich aber war vom Feldprediger des Regiments Markgraf Albrecht zum Pfarrer eines großen märkischen Dorfes ernannt geworden und hatte mit seiner Frau zu seinen eigenen Kindern auch die Fürsorge für die Kinder seines Bruders übernommen. Während also in diesem Abschnitt der „Ahnen“ die Erzählung der Vorfälle weit mehr als die Schilderung der pastoralen Umwelt hervortritt, bietet sich diese im Schlußteil des Ganzen „Aus einer kleinen Stadt“, der in der Zeit vor und während der Befreiungskriege spielt und in den Freytag ganz persönliche

Familienerinnerungen verwebt, desto deutlicher dar, und von diesen Familien-
erinnerungen handelt der Dichter noch 1887 in seinem letzten Werke „Aus
meinem Leben“.

Freytags Vater, Dr. med. Ferdinand Freytag, entstammte einer seit langem in
der Kreuzburg/Pitschener Gegend ansässigen Familie aus Schönwald, deren
Glieder meist die Schultheißen ihres Dorfes waren. Der Großvater des Dich-
ters, George Freytag, war seit 1760 als Vikar und seit 1770 als Pfarrer Geist-
licher von Konstadt. Er wird als „Mann von Format“ bezeichnet, der mit
Kirchbauten viel beschäftigt und um die Geschichte seines Pfarrspiels sehr
bemüht, immer mit einem Dreispitz bedeckt, als treuer Seelsorger weite Kirch-
wege seines ausgedehnten Pfarrspiels zu bewältigen wußte. Ferdinand Freytag
selbst ließ sich als junger Arzt in Kreuzburg nieder, übte bald eine große
Landpraxis aus und wurde 1809 nach der Einführung der preußischen Städte-
ordnung zum Bürgermeister seines Heimatortes gewählt. Am 20. Juni 1815
verheiratete sich Ferdinand Freytag mit Henriette Zebe, deren Vater Pastor
und Senior in Wüstebries bei Ohlau war. Von diesem Kirchspiel erzählt der
Dichter, freilich ohne den Ortsnamen selbst zu nennen, ausführlich im Schluß-
teil der „Ahn“: „Der tüchtige Doktor Ernst König wird von seiner Kreisstadt
aus zu der erkrankten Frau Senior in das Wüstebrieser Pfarrhaus gerufen. „Der
Wagen des Doktors rollte durch eine fruchtbare Ebene, deren üppiges Grün
in der warmen Frühlingsluft das Auge erfreute. Endlich trabten die Pferde
über unbebautes Land, das mit Ginster und Dornen bewachsen war, bei einem
runden Hügel vorbei in einen weiten Hof mit Scheunen und Ställen, die einer
großen Feldwirtschaft angehörten, und hielten vor einem langgestreckten nie-
drigen Bau unter Schindeldach. Das war das Pfarrhaus, aber Behörden und
Gemeinde hatten sich aus übergroßer Liebe zum Herkömmlichen nie entschlos-
sen, es umzubauen. Die Pfarre zählte trotzdem doch zu den reichsten der Pro-
vinz. Hinter dem Pfarrhaus lag der Garten, zwischen dem Haus und dem
Kirchhof eingeeht, ein wohlgepflegter Raum mit gradlinigen Beeten, auf
denen die Frühlingsblumen Primeln, Narzissen und stolze Kaiserkronen in
üppiger Pracht blühten. Dahinter lief die niedrige Mauer des Friedhofs, halb
verdeckt durch Flieder und Jasminbüsche, und in dessen Mitte stand die alte
Kirche mit ihren gemauerten Strebepfeilern, dem blauen Holzdach und einem
spitzen Turm, dessen oberster Teil auch aus Holz gezimmert war.“ (Die
„Ahn“ S. 1188).

Der Senior „ein Mann in höheren Jahren, mit weißem Haar, aber von kräf-
tiger Haltung, mit vollem Angesicht, dem man die milde Gutherzigkeit ansah,“
begrüßte den Arzt, der ihn bald über die Krankheit seiner Frau beruhigen
konnte. Dann saßen die beiden in vertrautem Gespräch zusammen, der Senior
bekannte sich als begeisterter Verehrer Martin Luthers und fleißiger Leser
seiner Schriften und erzählte — übrigens der tatsächlichen Geschichte Wüste-
brieses ganz entsprechend —, daß das ehemalige Kirchdorf im 30jährigen

Kriege völlig zerstört und seine Stätte zur wüsten Einöde geworden sei. „Daneben liegt noch eine hohe Schwedenschanze, das Dorf wurde nicht wieder aufgebaut, nur Kirche und Pfarre sind erhalten.“ Als darauf die jüngste Tochter des Hauses den Gast bewillkommt, wird dieser bald von einer herzlichen Neigung zu ihr erfaßt, die durch ein freundliches Gartengespräch mit ihr und zwei sie besuchenden bauerlichen Freundinnen noch vertieft wird. Dieses den wackeren Ernst König beglückende dörfliche pastorale Idyll wird indessen durch den Kriegausbruch von 1806 erschüttert. Im Verlauf der preußischen Niederlage brechen napoleonische Marodeure — wie wiederum geschichtlich der Fall gewesen — plündernd in das Wüstebrieser Pfarrhaus. Aus höchster Lebensgefahr — und hier setzt nun freie dichterische Erfindung Freytags ein — wird die Tochter des Hauses, Henriette durch Eingreifen eines französischen Offiziers, der sie sogleich für seine Braut erklärt und der noch Ohnmächtigen einen Verlobungsring ansteckt, gerettet.

Die ganze nun folgende lange und kummervolle Leidenszeit von Ernst und Henriette, in die auch die Kriegswirren der Grafschaft Glatz unter der tapferen Gefolgschaft des Grafen Götzen hineinspielen, kann hier übergangen werden. Freytags Eltern haben sich in Wahrheit bei einem Schwager der späteren Frau Bürgermeister, dem damaligen Kreuzburger Pastor Neugebauer kennengelernt und noch als reifer Mann hat sich der Dichter gern erinnert, wie vor Zeiten der kleine Gustav an der Seite des Vaters öfters in der bürgermeisterlichen Loge der Kreuzburger Kirche dicht neben der Kanzel gesessen und am liebsten dem predigenden Onkel Pastor „guten Morgen“ gesagt hätte, wenn die Würde des Gottesdienstes dies nicht verboten. Doch zurück zu den Schilderungen „Aus einer kleinen Stadt“. Höchst plastisch erzählt Freytag in ihnen, wie beim Beginn der Befreiungskriege die Opfergaben der vaterlandstreuen Gemeinde im Gottesdienst am Altar niedergelegt wurden und dabei auch der würdige Senior von Wüstebries dem vor Jahren durch die Vermittlung jenes französischen Offiziers, der sich zum Verlobten der Pfarrerstochter erklärt hatte, eine Rolle Taler als Entschädigung für die erlittene Plünderung zugegangen war, diese von ihm bisher unangerührte Geldsumme in vollem Betrage dem Vaterlande opferte und dadurch das erschütterte Vertrauen seiner härter als ihr Seelsorger heimgesuchte Gemeinde wieder gewann. Bei der Abendmahlsfeier des Einsegnungsgottesdienstes der sich meldenden Freiwilligen geben sich Ernst und Henriette öffentlich als Verlobte kund, und nachdem nach vielfachen Kriegsgefahren, die auch eine Verwundung des jungen Arztes mit sich bringen, und nach dem Tode des französischen Offiziers, der noch zuletzt Henriette von der erzwungenen Verlobung entbindet, der glücklich heimgekehrte Ernst König mit seiner Braut von Vaters Hand in dessen schlichter Dorfkirche getraut worden ist, endet der Dichter seine Erzählung mit der Beschreibung der würdigen Friedensfeier (Ahnens S. 1335). Als der Friede verkündet ward, rüstete sich die Stadt noch einmal zu einer großen Festfeier.

Alles was nur menschenmöglich ist, wurde ausgesonnen, um die Freude zu erweisen. Der Trommler schlug in der Morgendämmerung Wirbel, Steinmetz blies vom Turme, und die Bürgerschützen bildeten Spalier, in welchem die Schulkinder mit Kränzen auf dem Haupt, der Magistrat und die Stadtverordneten zum Gotteshaus schritten. Der Gottesdienst war sehr feierlich mit Musik vom Orgelchor und mit Posaunen, und sobald die Predigt begann schoß der Zieler auf dem Kirchhofe mit den Böllern, bis diese so heiß wurden, daß sie nichts mehr vertrugen. So oft die Schüsse zwischen die Predigt krachten, fuhren die Frauen zusammen, aber jedermann wußte, daß am Ende eines solchen Krieges auch der Triumph gewaltig sein mußte.“

Damit sei dieser Überblick über Freytags Schilderungen lutherischer Pfarrer und ihrer Gemeinden geschlossen. Natürlich hat der große Kulturhistoriker seine Darstellungen aus der Mentalität des ausgehenden 19. Jahrhunderts gebildet und die Freude an frommer menschlicher Charakterstärke und bewährter seelischer Kultur überwiegt bei unserem Landsmann das Erschauern vor dem Numinosen und die psychische Erschütterung einer Katastrophenzeit wie die unsere ist.

Aber wenn in dem oben angeführten Satze Wolfgang von Eichborn Freytag den Vorredner und Anwalt des neuen deutschen Staates nennt, könnte man ihn vielleicht auch als Vorredner und Anwalt des protestantischen Pfarrerstandes bezeichnen, und das Urteil, das über Freytag in dem 1954 von Dr. H. Menz herausgegebenen „Kreuzburger Gemeinde und Heimatbuch“ über den Dichter geäußert wird, trifft auch seine hier angeführten Schilderungen: „Gustav Freytag wollte einerseits den Blick und die Aufmerksamkeit für den Anteil der Massen am geschichtlichen Geschehen stärken, ohne andererseits die große Bedeutung der Persönlichkeit zu verkennen, die aus eigener Kraft dem rollenden Rad der Geschichte in die Speichen fällt, um ihm eine von ihr bestimmte Richtung zu geben. So wird Luther der Lieblingsheld Gustav Freytags, dessen Lebensbild er in den „Bildern“ mit Meisterhand zeichnet, und, so dürfen wir zufügen, so sind auch seine Pfarrergestalten aus ihrer Zeit heraus verstanden und noch für unsere Zeit lebendig gezeichnet.

D. Konrad Müller